

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Preussischer Landtag.

Am Abgeordnetenhaus wurde die Haushaltsbehalte fortgesetzt. Die einen besondern Heft durch eine offenbar wohl vorbereitete Erklärung des Reichstagspräsidenten...

der Regierung angewiesen hat. Der Abgeordnete Richter hat den Antrag an Solidarität im Ministerium bezeugt. Der Herr Reichspräsident des Staatsministeriums hat bereits geäußert darauf geantwortet...

Wenn der Antrag Samstag im Reichstag verhandelt wird, werden wir eine klare Antwort geben. Auch diesmal habe ich, wie immer am Schluss der Generaldebatte, daselbst die Sparpolitik...

Magdaburechenhaus.

4. Sitzung am 22. Januar. Tagesordnung: Etat. Am Regierungstische sind der Ministerpräsident Fürst zu Hohenhausen und die Staatsminister...

Mag. v. Schallha (Centr.): Auch ich bin im Allgemeinen mit der Steuerreform zufrieden, wenn auch die Einführung, namentlich die der Organungssteuer, mancherlei Bedenken weckt. Diese letzteren beziehen sich hauptsächlich darauf, daß der Organungssteuer...

Mag. v. Erffa (konf.). Die Thronrede hat es als dringende Aufgabe der Regierung bezeichnet, der Landwirtschaft zu helfen. Das hat in landwirtschaftlichen Gebieten große Bedeutung...



Bruder Roderich.

Seit einigen Tagen ging das Gerücht, Josefina beabsichtige, das Haus und die Güter zu verkaufen und fortzuziehen, um sich in der „großen Welt“ Zerstreuungen zu verschaffen, die sie sich jetzt reichlich vergönnen durfte. — Renée hatte bei dieser Nachricht grell aufgelacht. Sie glaubte allenfalls errathen zu können, was Josefines nächstes Ziel sei. Die Zeitungen hatten ja berichtet, daß der hoffnungsvolle Künstler Roderich von Hünold sich nach längeren Wanderjahren nach Sankt Petersburg begeben habe, einem Ruf von allerhöchster Seite gehorchend. . . . Tante Justine, zu deren Eigenschaften keineswegs der Scharfinn gehörte, fragte ihre Nichte wiederholt, was sie denn gegen Fräulein Strubelski habe, und wagte es, ihr Vorwürfe zu machen, daß sie diese Bekanntschaft abgebrochen habe.

„In unserer Lage dürfen wir keinen Vortheil versäumen, mein Kind,“ seufzte sie. „Wer weiß, vielleicht bedurfte es nur eines entgegenkommenden Schrittes von unserer Seite, um Fräulein Strubelski an unsere früheren Beziehungen zu ihrem Hause zu erinnern.“

Da lächelte Renée mit versteckter Arglist. Und die Tante, muthiger gemacht, fuhr fort:

„Glaubst Du nicht, daß — ich einmal bei ihr Visite machen sollte? Sie könnte mir's doch kaum abschlagen, wenn ich . . .“

Renée unterdrückte sie schroff. Die Armuth hatte die beiden Damen schon weit gebracht; sie hatten, unter sich wenigstens, die Dinge gleich beim deutlichsten Namen nennen gelernt.

„Daß Du Dich nicht unterstehst! Wenn wir von diesem Frauzimmer Geld holen wollen, dann — gehe ich selbst hin.“

Die Tante verstummte. Sie nahm das für eine erbitterte Abwehr in verzweifelter Ironie.

Aber was half es, wenn sie sich alle Mühe gab, Renée eine Mahnung an ihre von Tag zu Tag unhaltbarer werdende Situation zu ersparen?

Eines Nachmittags kam ein Brief aus Straßburg für das ältere Fräulein de la Courtois an. Justine erröthete über und über beim Anblick des Couverts, das am Kopf der Adresse eine gedruckte Firmainschrift trug. Renée kümmerte sich nicht um die seltsame Wirkung dieses Briefes auf die Tante; sie stand wieder an ihrem Fenster, die Stirn an die halbblinde Scheibe gepreßt, mit nervösen Fingern darauf trommelnd.

Langsam fiel kein Wort zwischen den Damen. Justine hatte ihren Brief dreis, viermal gelesen, nach allen Seiten gefaselt und geglättet und dazwischen öfters gehüftelt, um die Aufmerksamkeit der Nichte auf sich zu lenken. Nach längerem Seufzen mußte sie sich denn dazu bequemen, selbst das erste Wort zur Einleitung einer delikaten Affaire hinzuworfen.

Renée hörte nur halb hin. Während die Tante ein Langes und Breites von der Nothwendigkeit eines entscheidenden Entschlusses über ihre Zukunft vordrachte und allmählich mit dem Geständniß herausrückte, sie habe bereits Schritte gethan — bei jenem Anstuit, das sich mit Vermittelungen gefasse, und so weiter, dachte Renée an ganz etwas anderes: zum Beispiel, wie sie sich selbst die Villa da drüben eingerichtet hätte, wenn . . . oder ob sich der berühmte Maler Herr von Hünold am Petersburger Hofe nicht auch ohne die Erbschaft seines Bruders einer sehr angenehmen Stellung erfreue . . . Plötzlich schlug ein Wort an ihr Ohr, bei dem sie mit einem Ruck herumfuhr.

„Was? Er — gie — herin?“

„In Rußland? Gouvernante?“ rief Renée brüsk. „Nicht für — ich weiß nicht was.“

„Aber höre!“ Justine war jetzt nahe daran, sich ernstlich zu erzürnen. „Was denkst Du Dir denn eigentlich? Auf was willst Du denn noch warten?“

Und da Renée sich seltsamerweise ganz ruhig abkanzeln ließ, bekam die gute alte Junager immer mehr Muth. Mit sehr drastischen, aber keineswegs übertriebenen Farben schilderte sie ihr das Glend, an dessen Schwelle sie ständen. Jrgend etwas müsse doch geschehen. Sie könnten doch nicht von Haus zu Haus betteln gehen oder mit den Händen im Schooß ruhig abwarten, bis die nackte Noth, der buchstäbliche Hunger an sie heranträte. . . .

Da fuhr Renée plötzlich auf. „Nein, das werden wir nicht! Ich weiß noch etwas. Es ist ein Geschäft, so gut wie ein anderes.“

„Was denn?“

„Frage nicht, lasse mich in Ruhe! Du wirst schon sehen. Ich müßte mich sehr täuschen, wenn es nicht gelänge. Nein, bis zum Darben werde ichs nicht kommen lassen!“

Und damit war sie schon aus der Thür. Im Nebenzimmer eilte sie an den wurmförmigen Mahagonischreibtisch, schloß ein kleines Schubfach auf und nahm daraus zwei unscheinbare Blättchen Papier, die sie sorgsam zu sich steckte. Dann legte sie Hut und Mantel an und verließ die obbe Behausung. —

Josefine Strubelski empfing sehr erstaunt die Meldung der Jofe.

„Lassen Sie die Dame in den Salon treten!“ Eine Minute später standen sich die beiden Rivalinnen gegenüber. Renée war totenbleich, aber ihre Stimme, mit der sie die Hausherrin begrüßte, klang nicht weniger kalt und gemessen als diejenige, die ihr erwiderte. Sie schlug den ihr angebotenen Sitz mit einer kurzen Gebärde aus.

„Kommen wir schnell zur Sache! Ich habe Ihnen einen Antrag zu machen.“

„Ah! Ich bin begierig. Es handelt sich, wie es scheint, um ein Geschäft?“

„Nun ja — Sie können es immerhin so nennen. Dorensi erlauben Sie mir, einen unerläßlichen Punkt zu berühren. Sie haben mir einmal — in einer Stunde der Erregung — gestanden, daß Sie Herrn von Hünold lieben.“

Josefine biß sich in die Lippe und wollte mit glühendem Gesicht eine Erörterung abschneiden, die peinlich zu werden drohte. Renée ließ sie nicht zu Worte kommen.

„Ich bin ganz bei der Sache. Hören Sie mich nur zu Ende! — Ich nehme an, Sie tragen sich mit der Hoffnung, ihn noch zu erobern. Für diesen Fall würde es Ihnen wohl willkommen sein, in den Besitz von — zwei Schriftstücken zu kommen, die — in fremden Händen . . . mein Gott, man weiß nicht, wohin solche Dinge gerathen! — von Schriften, sage ich, die von — anderen Leuten irgendwie — mißdeutet werden könnten, sobald . . . Kurz, es handelt sich um zwei Briefe, deren Mißbrauch wohl geeignet wäre, ein — Gattenglück zu stören.“

Renée athmete mit bebenden Nasenflügeln und mußte abbrechen, um ihre unbewegliche Haltung nicht zu verlieren. Der funkelnde Blick Josefines sagte ihr schon, daß sie vollständig verstanden worden sei, und das verächtliche Lächeln auf den Lippen ihres Gegenübers jagte ihr das Blut durch die Adern.

„Ich begreife“, sagte Josefine langsam; „Sie bieten mir die Briefe von Hünolds Hand zum Kauf an?“

Renée nickte, schon wieder im Vollbesitz ihrer Ruhe. Es war überhaupt nicht die Scheu vor dem Mittel gewesen, was sie bisher von diesem Schritt abgehalten hatte, sondern nur die Scheu vor der Demüthigung, der sie sich bei der Anwendung jenes Mittels nothwendigerweise aussetzte. Jetzt, wo der erste, schwierige Anlauf überwunden war, fand sie ihre alte Gelassenheit wieder. Sie war eben eine — starke Natur, wie sie sich nicht umsonst gerühmt hatte.

„Zeigen Sie mir diese Briefe!“ sagte Josefine nach kurzem Ueberlegen.

Paul neuen Kunde, rlin, Vorzug unentent mannig- statten ze der arch die ke ge- mähtig, agenus. n Text- weik rarische die Ne- hler für thnung patri- ch dem ich hier s, um rfaften die Er- gehen. rnderen reres . Es junges ers ge- quarell & Co. um bei- um für bieten, as An- en eine röhliche Schren uswahl en und und gut Tafeln gebuch- Wunsch der der jetzt et- und r Aus- als Be- geliche- Verleib- nach ch den laßen. ner und aus der gelangte in W., uns an. diesem hreszeit ritigung unter- fordert. e, bis rlichkeit umfaßt östüme. rahmen rnfalte, für anfer- an em atierung er der

„Ich werde sie Ihnen vorlesen. Ich gebe sie nur — der Käuferin in die Hand.“

Josefine lächelte wieder voll Verachtung, dann nahm sie Platz und deutete durch eine Geste an, daß sie bereit sei, zu hören. Renée las mit gleichgültiger Stimme, als hielte sie ganz fremde Akten in den Händen. Es waren die beiden kurzen Briefe Roderichs, die er an einem Tage, am Morgen und am Abend vor Gilberts Tod an die Geliebte geschrieben hatte, flüchtig, von einer an Wahnsinn grenzenden Leidenschaft unternommen, die ihn seine Worte nicht hatte wählen lassen. Im ersten Schreiben sprach er von einem Gedanken, der endlich zur That werden müsse, ein Jögern könne keine Schonung für Gilbert bedeuten, und im zweiten Briefe hatte er die Sätze von einer gemeinsamen Schuld und einem Rich mehrzurückkönnen selbst unterstrichen.

Josefine erinnerte sich mit Grauen an ihren ersten Verdacht. Es lag ihr schon die schwere Frage auf der Zunge, ob Renée selbst an eine — Vutschuld des Unglücklichen glaube, aber sie bezwang sich; sie hätte ja kaum die Wahrheit erfahren, und überdies widerstrebte es ihr, mit diesem Mädchen auf einem intimen Fuße zu verhandeln, das den Mann, den doch eine raubende Liebe verblendet hatte, jetzt aus den denkbar niedrigsten Beweggründen verrieth.

„Eigentlich — beweisen diese Zeilen aber noch nichts, was eine — eine Anklage im schwereren Sinne des Wortes rechtfertigen würde.“

„Ich sprach auch nur von möglichen — Mißdeutungen,“ entgegnete Renée gleichmüthig. „Ich selbst enthalte mich jedes Urtheils — ich habe keine Meinung über die näheren Umstände des gewissen — Vorfalles, bei welchem ja Hünold keinen weiteren Zeugen hatte. Aber Sie, mein Fräulein, ließen damals ein böses Wort fallen — ich glaube, es lautete: Brudermord . . . O, protestieren Sie nicht! Das haben Sie wirklich gesagt. Aber ich frage jetzt nicht, ob Sie daran glauben, eben'owenig darnach, was für einen Gebrauch von diesen Briefen machen — ob Sie sie Roderich schenken oder ihn damit vielleicht von Ihnen — abhängig machen wollen. Ich biete sie Ihnen einfach an — sonst nichts weiter.“

„Nun gut. In erster Linie möchte ich die Papiere nur deshalb an mich bringen, um sie in — Ihren Händen vor einem Mißbrauch zu bewahren,“ entgegnete Josefine empört. „Machen wir ein Ende! — Was verlangen Sie dafür?“

Renée nannte eine Summe, die Josefine zu einer entrüsteten Geberde veranlaßte.

„Sie verstehen sich sehr gut auf — lukrative Geschäfte, Mademoiselle.“

„Heidi, Stiergefecht!“*

Von Karl Böttcher.

Linea (Spanien), im Januar.

Heute, mein Leser, aus dem lichtvollen Süden ein finstres Blatt! Bist Du nervös — jetzt bei Beginn der Lektüre, ist noch Zeit, es zu überschlagen. . . .

Ich will Dir eine vieltausendköpfige Menschenmasse zeigen, welche um so stürmischer jubelt, je mehr warmes Blut den Wunden prächtiger, zum Tode gequälter Thiere entströmt: ein spanisches Stiergefecht, ein Schauerstück menschlicher Grausamkeit. — Es ist Sonntag, Nachmittags vier Uhr.

Von Gibraltar aus wandere ich die nach Spanien führende Staubstraße entlang. Rechts unzählige, von steiler Felshöhe herunterglozende Festungskanonnen, links das funkelnde Meer, geradeaus das spanische Schmutzdorf Linea.

Gewaltige Menschenmengen drängen nach der großen, am Ende des Ortes gelegenen Arena.

„Heidi, Stiergefecht!“ strahlt es aus allen Mienen. Ich trete in den besagten Rundbau, in welchen ein Stück lichtblauer Himmel lugt.

Auf den terrassenartig übereinander liegenden, sonnenwarmen Sitzen schauen sich all' die Tausende: gigerhafte Stutzer aus Gibraltar, Matrosen, faun heimgekehrt von fernem Meeren, de-coletirte Modedamen in prunkender Toilette, Eltern mit Säug-

* Wir entnehmen diesen Artikel mit Erlaubniß des Autors seinem vor Kurzem erschienenen Buch „Von ionnien Küten, Mittelmeer-Briefe“ (Leipzig, Verlag von B. G. Fischer Nachfolger), von welchem gegenwärtig bereits die 2. Auflage vorbereitet wird. Das Werk behandelt in frischer, stimmungsvoller, zum Theil humoristischer Weise alle Hauptstationen des Mittelmeers — von Palästina bis Marokko, von Tripolis bis Monaco — und kostet nur 2 Mk. Die Red.

Die Französin zuckte die Achseln. Sie hätte ihre bedrängte Lage zur Entschuldigung anführen können, aber ein wilder Troß verrieth ihr den Mund. Sie zog vor, sich lieber als kalt berechnende Gegoistin, denn als Bettlerin verachten zu lassen. Mit zusammengebissenen Zähnen stand sie da und ließ den Blick unendlichen Absehens über sich ergehen, mit dem sie von der Geznerin vom Scheitel bis zu den Fußspitzen gemessen wurde.

Endlich wandte sich Josefine ab, trat an ihren Sekretär und beschrieb ein Papierblatt, das sie aus einem Checkbüchlein riß.

„Da! Der Bankier in Straßburg wird Ihnen diese Anweisung honoriren. — Nun geben Sie mir — Ihre Waare! Der Handel ist geschlossen.“

Während sie die beiden Briefe in das Schreibpult schloß, überlas Renée den Check und steckte ihn dann zu sich. Josefine stellte sich vor sie hin, die Hände auf den Rücken haltend, als wolle sie jeder möglichen Berührung dadurch ausweichen.

„Ich hoffe, das war unser letztes Zusammentreffen, Mademoiselle! Ich nahm Ihnen — Dienst an, wie der Feldherr den eines feindlichen Spions, dessen Verrath man stillschweigend acceptirt und bezahlt. Der Verräther weiß aber dabei wohl, daß man ihn tiefinnerlich verachtet und nach gethaner Arbeit so rasch als möglich von sich abschüttelt.“

Das waren Peitschenhiebe, die Rache, mit der es sich Josefine nicht verjagen konnte, einen Theil des unausprechlichen Leides heimzuzahlen, das ihr di je Kofette zugesät hatte.

Renée zog sich stumm zurück, sie wollte nicht einmal durch einen stärkeren Athemzug verrathen, wie brennend sie diese Demüthigung traf. Aber in den Blicken, mit denen sie sich von einander verabschiedeten, leuchtete der ganze Haß, wie er so tödtlich, so unversöhnlich vielleicht nur zwischen zwei Frauen bestehen kann, von denen sich die eine durch einen ihr veragten Liebeserfolg, die andere durch moralisches Uebergewicht besiegt sieht.

Länger als eine Stunde, nachdem Renée gegangen war, saß Josefine am Schreibtisch, den Kopf in der Hand, das Auge starr auf die beiden Briefe vor sich gerichtet. Tausendmal sagte sie sich: „Es ist kein Beweis,“ und hinterher flüsterte ihr imm r wieder ihr Pessimismus zu: „Warum nicht? Entweder hat ihn das später erwachende Gewissen — oder meine Drohung davon abgehalten, Renée zu nehmen, und er spielte nur den Schuldlosen, den über seinen Fehltritt Reumüthigen, um mir — zu enttrinnen. . .“

Als sie endlich aufstand, vernichtete sie die Briefe nicht, wie es anfangs ihre Absicht gewesen war, sondern verschloß sie mit Sorgfalt in ihrem Pult.

(Fortsetzung folgt.)

lingen auf dem Arm, Leute im Arbeiterkittel, Bauern mit phantastischen Sonntagskleidern, feurig ölickende spanische Mädchen, verführerte Greise, die der Marich nach der Arena sichtlich ermüdete, Kinder jedes Alters — Alles in spannungsvoller Erwartung auf den Anfang des Kampfes.

Inzwischen spielt das Orchester wild drauslos, klettern Wasser- und Weinverkäufer die Stiegen auf und ab, rufen Zeitungsungen den Madrider „El Imparcial“ aus, summt es über all' den erhitzen Geächtern gleich tausend Bienenschwärmen. . . .

Jetzt verstummt die Musik. . . . Er naht, der ersehnte Augenblick des Anfangs. Das Geplärr wird leiser. Gespannte Mienen überall. . . .

Feierliche Minuten der Erwartung. . . . O, würden sie einer besseren Sache gelten!

Ein Trompetensignal.

Alles still. Man starrt nach dem da unten sich öffnenden Thor. . . .

Die Stierkämpfer, in prallanliegenden, bunten Seidenkostümen, beschreiten in langem Zug die Arena — darunter vier Lanzenreiter mit glänzend aufgeäumten Pferden und ein grellbehäubertes Dreigeispann, welches später die todtien Thiere hinauszu-schleifen hat.

Tief verneigen sich die Stierkämpfer vor den Logen.

Man applaudirt, bewundert die eleganten Gestalten, indeß das Dreigeispann den Schauplay wieder verläßt.

Ein neues Trompetensignal.

Die Spannung wächst. . . .

Drüben aus dem sich öffnenden Stall tritt der Stier auf den Plan — ein großes, herrliches Thier, strotzend von Kraft und Gesundheit, eingelogen auf den saftigen Weideplätzen spanischer Gebirge. . . .

Das Kreuzfeuer von Blicken empfängt ihn. Er stutzt, geht ein paar Schritte den Sandboden entlang, streift mit den spitzen

Hörnern an den Fersen vorüber. Die armen Thiere erzittern; die Reiter strecken die Lanzen vor.

Sofort beginnen die Stierkämpfer ihre Arbeit. Es gilt, den Stier auf's Neueste zu reizen, ihn nach und nach wüthend zu machen bis zum Schäumen.

Einer schwingt ihm ein rothglänzendes Tuch vor den Schlag- augen herum

Mit vorgestreckten Hörnern und hochgehobnem Schwanz stürzt das muntere Thier auf den Mann zu. Der aber setzt im gewaltigen Sprung über die Brustung, und die verfolgenden Hörner krachen an die Bretter Ein Anderer wirft ihm ein grellfarbenedes Band um den Kopf Ein Dritter schwingt einen mit Widerhaken versehenen Pfeil; der fliegt und bleibt tief in der Schulter des Opfers stecken.

Plötzlich stürmt erbraust. Das Orchester spielt einen prickelnden Walzer.

Die Musik, der brennende Schmerz, wiederholtes Tuschschweigen — das insgesamt steigert erichtlich die Wuth des Stiers. Wie er jetzt mitten durch die Arena galoppirt, ist's, als wolle er racheischraubend brüllen: „Blut! Blut!“

Plötzlich erblickt er das weiße Pferd.

Er springt darauf zu — die Lanze des Reiters vermag ihn nicht abzuhalten — und bohrt beide Hörner in die Brust des Schimmels.

Rosß und Reiter stürzen zu Boden.

Lanzenstreckt, unterweilich bleibt der Mann im Sande liegen; er darf die Aufmerksamkeit des Stiers, der jetzt die Hörner zum zweiten Mal in den Leib des rüchelnden Pferdes stößt, nicht auf sich lenken. Dann erhebt er sich rasch aus der dicken, immer breiter fluthenden Blutlache und flüchtet über die Brustung.

Auf den weitgeschwungenen Sitzreihen erhitze Gesichter, flammende Blicke. Alles in gehobener Stimmung.

Die Wuth des Stiers, unaufhörlich durch die Kämpfer geschürt, erreicht die erwünschte heiße Temperatur . . .

Jetzt tritt Einer dicht vor die Hörner, ihm hastig zwei neue Pfeile ins Fleisch stoßend. Wild stürmt das Thier auf seinen fliehenden Beiniger los. Schon streift es ihn mit den Hörnern

Aus dem Zuschauerraum ein gellender Schreckensruf

Athemlose Spannung . . Der Mann ist verloren!

Verloren? . . .

O nein . . . Plötzlich wirft er sich auf den Boden, und das Thier jagt in rasendem Galopp über ihn hinweg. Als er sich erhebt, der Bewegene, zeigt seine Stirn ein tiefe, klaffende Wunde.

Von Neuem wendet sich der bluttriefende Stier einem Pferd zu. Er schiebt seine Hörner unter den Leib des armen Rosses; er schlägt ihm den Bauch auf. Im weiten Seitensprunge jagt es mit heraushängenden Eingeweiden durch die Arena und bricht dann mit seinem Reiter zusammen.

Was jetzt geschieht — ich weiß es nicht. Eine Zeit lang bin ich außer Stande, die unheimlichen Grausamkeiten länger beobachten zu können. Entsetzt wende ich mich ab vom grauen- vollen Schauspiel.

Als ich wieder hinunter blicke, glänzt im Sonnenschein ein frischer, rother Blutstreifen über dem Sand. Im Todesfanse hat sich der Schimmel nochmals erhoben und dabei diese Blutspur hinter sich hergezogen. Dann ist er verendet. —

Auf einmal scheint es, als sei der Stier müde und der ganzen Auf- und Abjaerei überdrüssig. Melancholisch läßt er seine großen Augen im Zuschauerraum herumirren, als wisse er, daß er bei all' den ob seiner Qualen jubelnden Menschen keine Hilfe findet. So sucht er sie bei den Thieren, bei dem Cadaver eines von ihm gemordeten Pferdes. Dorthin flüchtet er, schnup- pert auf dem weißen, blutüberströmten Fell herum, will sich jetzt sogar zum Ausruhen daneben hinstrecken.

Es soll ihm nicht gelingen.

Sofort ist er wieder von den Stierkämpfern umringt. Einer springt ihm grazios über den Rücken; ein Zweiter schwenkt von Neuem das Tuch; ein Dritter packt ihn sogar bei den Hör- nern. . . . Kampfsmüde ignorirt er all' die Neckereien.

Da fassen drei neue Pfeile in seinen Rücken. . . .

Augenblichlich springt er empor, brüllt und stellt sich seinen Beinigern. Hastig weichen diese zurück. In neuwachsender Wuth betrachtet er wieder das todte Pferd, speißt es auf die Hörner, schleppt es so einige Schritte durch die Arena, deren Sand sich mehr und mehr röthet, und schleudert es dann weit von sich. Unbändiges Beifallsgeheul. . . . Frauen jauchzen, Kinder werden emporgeshalten. . . .

Jetzt schäumt der Stier förmlich vor Wuth. Er bäumt sich

auf, rennt, den Schwanz erhoben, mehrere Mal nach verschiedenen Seiten, donnert mit den Hörnern an das Thor, welches zu seinem Stall führt. . . .

Reite sich, wer kann! Im Nu sind alle Kämpfer jenseits der Brustung. —

Unglück! . . .

Der Matador, einen langen, bloßen, funkelnden Degen schwingend, tritt auf. Es gilt, dem wüthenden Thier den Todes- stoß zu verfehen.

Die fiebernde Spannung erreicht den Höhepunkt . . .

Der Kämpfer stellt sich dem Stier gegenüber. Er fühlt, wie alle Blicke auf ihm brennen, weiß, daß jetzt Tausende erregt klopfender Herzen um sein Leben zittern, darunter, dort oben neben einer Loge seine Geliebte, seine alte Mutter, seine Schwester.

Beide Kämpfer, Mann und Stier starren einen Moment ein- ander lang an. Ein einziges Straucheln des Mannes, ein einziges Uebersehen einer Bewegung seines Gegners, auch nur eine Sekunde Zögern beim nöthigen Sprung — und bluttriefende Hörner durchbohren seinen Körper.

Entsetzliche Augenblicke — —

Tobtenstille Ich höre nur das Schnaufen des wuthschäumenden Thieres.

Viele Gesichter wenden sich ab — —

Und jetzt — jetzt senkt der Stier den Kopf. Er wick ihn aufspieken, den Matador. . .

Der aber stößt ihm im selben Moment in furchtbarem Schwung den langen Degen bis ans Hest in die Schulter, daß die Spitze neben dem linken Vorderbein wieder herausblitzt, und springt auf die Seite.

Kalendes Beifallsgeheul wiehert von allen Ecken. Hüte schwenken in die Luft; Taschentücher flattern, Blumen, welche sich begeisterte Damen von der Brust reißen, fliegen hinab in die Arena.

Siegesfreude bligt aus im dunkelbraunen Gesicht des Ma- tadors. Tief verneigt er sich nach allen Seiten.

Der arme Stier aber mit dem Degen im Fleisch wankte ein paar Schritte vorwärts, wankte an den Kadaver eines Pferdes, schüttelte die blutigen Hörner und legte sich auf einmal todess- matt in den Sand, als wäre er auf einer grasreichen Trift, legte sich nieder, um — zu sterben. Noch ein Wenden des Kopfes, ein Stieren der großen, runden, gläsern erhellenden Augen, ein tiefes Reuchen — plötzlich fällt er auf die Seite, die Beine weit von sich streckend.

Der Kapellmeister hebt den Taktstock. Das Orchester setzt mit einem Trauermarsch ein, während das buntbedänderte Drei- gespann wieder erscheint. Ein dicker Strich legt sich dem Stier um die Hinterbeine — so wird er unter düsteren Marschklängen und Beifallsklatschen des Publikums zum Thor hinausgeschafft.

Die ersten Opfer wären tod; die Zuschauer befinden sich in prächtiger Blutdurst- Stimmung.

Nach werden die Pferde-Cadaver beseitigt, wird frischer Sand auf die Blutlachen gestreut, wird der Kampfplatz ge- reinigt. . . .

Jetzt geht auch die Trauermusik in einen flotten Galopp über und verstummt dann ganz.

Wieder ein Trompetensignal — der zweite Stier jagt herein. —

Ah, ich hab' übergenug!

Hastig trete ich hinaus in den frischen, von Gibraltar herüberwehenden Meerwind, hinaus in die blüthenvolle, lachende Gotteswelt. . . .

Ein beklemmendes Gefühl packt mich; ich weiß kaum, ist es inniges Bedauern der armen, zu Tode gequälten Thiere oder tiefe Verachtung jener Menschen, welche dabei ihr Ver- gnügen finden.

Allerlei.

Von einem Tarantelkampj in Südkalifornien erzählt D. v. Vriesen dem „Hannov. Cour.“ Einige Meilen von San Louis Obispo entfernt liegt, von höheren Bergen eingeschlossen, ein umfang- reicher Hügel, der aus grobem Kies und Sand besteht. Als ich vor mehreren Jahren eines Tages mit einem Amerikaner einen Spazier- gang dort hinaus machte, fiel es mir auf, daß sich eine Unmasse von Löchern in dieser Anhöhe befanden; als ob eine Legion von Mäusen sie vollständig unterminirt hätte, und ich machte meinen Begleiter darauf aufmerksam. „Das sind keine Mäuse“, ent- gegnete mein landeskundiger Gefährte, „das rührt von Taranteln her, was ich Ihnen leicht beweisen kann. Zufällig befand sich in der Nähe eine Wasserlache. Der Amerikaner schöpfte einen Becher voll

und dicht an eine der Erdfürnungen herantretend, goß er Wasser hinein, worauf auch sofort eine Tarantel träge hervorkroch. Von der Größe einer halben Hand etwa, langbeinig, von schwarzgrauer Farbe, mit einer Art Netz bekleidet, macht das Thier einen wahrhaft widerlichen Eindruck. Auf dieselbe Weise lockte mein Freund eine ganze Menge dieses Ungeziefers aus ihren Wohnungen. Einige Dugend Taranteln krochen wohl schon um uns herum, als mich mein Begleiter fragte, ob ich vielleicht schon einen Kampf zwischen zwei dieser Thiere mit angesehen hätte. Auf meine Verneinung ergriff er einen langen Stock und schob mit diesem zwei der größten Exemplare zusammen. Anfangs schienen sie nicht die geringste Lust zu besitzen, gegen einander zu kämpfen. Doch mein unermüdlicher Gefährte ruhete nicht eher, als bis er sie durch fortwährendes Hegen gegen einander derartig gereizt hatte, daß sie wirklich Ernst machten und sich anzuwachen suchten. Sie waren fast von der gleichen Größe. Ihr scheerenartiges Maul, innen von der prachtvollsten Purpurfarbe, weit aufsperrnd, versuchte jede der Gegnerin die Seite abzugewinnen, da sich dort jedenfalls am leichtesten Verletzungen beibringen lassen. Längere Zeit war die Mühe beiderseits erfolglos, sie wichen sich geschickt aus und hielten sich immer ihre scharfen Zangen zur Abwehr entgegen. Doch endlich gelang es dem einen Thier, nicht allein die Flanke des andern zu erreichen, sondern sogar auf dieses hinaufzuklettern. Nunmehr begann es dampfartig vorzugehen: nicht mit einem Male, sondern allmählich, aber um so nachdrücklicher höhete es seine vorn befindlichen Zangen, sowie die krallenartigen Beine in den Kopf und Rumpf des unten liegenden Feindes, der das fast wehrlos gebliebenen lassen mußte. Der Kampf hatte schon eine gute Weile gedauert, und aus den Wunden des erliegenden Kämpfers floß bereits an den verschiedensten Stellen eine gift-artige Flüssigkeit, ein Zeichen, daß es wohl bald mit ihm zu Ende gehen mußte. Als das Thier wahrnahm, daß es völlig machtlos und seine Minuten gewiß gezählt seien, wollte es entschieden das Todesverfahren abtun. Hinglich nämlich erhob es sich ein wenig, und bohrte sein Kopf unter sich durch nach rückwärts schiebend, und seinetwegen in das eigene Schwanzende, dieses mit Wuth völlig durchlöchernd und im wahren Sinne des Wortes zerlegend, wodurch natürlich sein Untergang beschleunigt wurde. Der Sieger aber, der vielleicht auch Verletzungen davongetragen hatte, verendete kurze Zeit darauf gleichfalls. Mein amerikanischer Freund schien Gefallen an diesen Kämpfen zu finden und hegte die Absicht, durch Vorführung neuer Scharen den Hügel allmählich zu entvölkern, doch ich hatte zur Genüge an dem einen Bürgerkrieg und rieth ihm, die Thiere lieber einfach todzuschlagen. Er that dies denn auch, und in Kurzem lagen alle aus ihren Schlupfwinkeln gekrochenen Taranteln todt umher. Die Vertilgung dieses Ungeziefers, welches stets in größeren Familien zusammen nistet, ist durchaus gerechtfertigt, denn der Biß der Taranteln ist äußerst gefährlich und meist sogar tödtlich. Das Thier wäre noch bedeutend gefährlicher, wenn es sich nicht so langsam bewegte, so daß man ihm leicht aus dem Wege gehen kann und es eigentlich nur im Schlafe zu fürchten braucht.

Kann man eine Japanerin nach unserem Geschmack „schön“ nennen? So schreibt von Meyern-Hohenberg in der „N. Fr. Pr.“ und fährt dann fort: Eine andere Frage erleichtert vielleicht die Antwort: Wie ist es mit dem japanischen Ideal einer Frau bestellt? Schmal und lang muß das Antlitz sein, hoch die Stirne und zurücktretend an den Schläfen. Reiches schwarzes Haar, glänzend schwarz und seideweich, ist eine Hauptbedingung. Hat die Japanerin das Anglück, gewelltes oder gelocktes Haar zu besitzen, und öfter kommt dies vor, so verwendet sie ebenso viel Sorfalt und Mühe auf das Glätten derselben, als Damen in Europa mit Brennstein und Papilloten der verlagenden Natur nachzuhelfen trachten. Einmal, vor zweieinhalbhundert Jahren, schrieb die japanische Hof-Ästhetin den Hofdamen zu verschiedenen Gelegenheiten weit aufgelöstes Haar vor. Schön muß es gewesen sein, schöner als die jetzigen kunstvollen Frisuren, welche das Köpfchen so groß machen. Der japanische Geschmack verlangt schmale, lange Augen, nach den Seiten ein wenig schief geschügt. Wohl ist Allen ein kleiner Schönheitsfehler eigen, indem ein Hautfalten über dem inneren Augenwinkel liegt, das die glänzenden schwarzen Augen, die so ausdrucksvoll und lebhaft sind, etwas weiter von einander erscheinen läßt, als es wirklich der Fall ist. Keine Linien nur dürfen die Brauen sein, hoch über den Augen; mit Kostümesser und Schminke wird dies künstlich zuwege gebracht. Die scharf gezeichnete Nase des idealen Typus, wie ihn die Bilder zeigen, ist kräftig gebogen, wie wir es in Arabien und Syrien sehen. Weder um die Augen noch zwischen Nasenfügel und Wangen dürfen deutliche Grenzlinien zu sehen sein, und eben diese Flachheit im Gesichte giebt, zumal in der Jugend, dem Antlitz jenen eigenen weichen und milden Ausdruck, der uns in Japan so häufig festsetzt. Klein soll der Mund der vornehmen Japanerin sein, voll und roth die Lippen, lang und schlank der Hals, grazios gebogen, wie es in der japanischen Tracht so sehr zur Geltung kommt. Der Teint soll licht sein, ein helles Eisenbeinweiß, nur ganz die Anmischung der Wangen. Frische, blühende Farben, kräftige oder derbe Formen finden keine Gnade vor dem Auge des gebildeten Japaners — und man muß seinen Geschmack theilen, denn diese Vorzüge sind in Japan untrennbar von einem breiten Gesichte und platter Nase, dem häufigen Typus des niederen Volkes. Schlankte Gestalt, lange, aber nicht zu schmale Taille und garke Hüften sind notwendig, um die kleidende und so bequeme japanische Tracht zur richtigen Geltung zu bringen.

Vom Büchertisch.

(An dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher, Broschüren &c. angezeigt. Besprechung nach Auswahl vorbehalten.)

— **Einem Blick in die Reichstagsgeschichte** erzählt Paul Liman den Lesern in dem soeben erschienenen ersten Heft des neuen Jahrganges der Saison-Ausgabe von „Zur guten Stunde“ (Verlag des Deutschen Verlagshauses Bong & Co., Berlin, Leipzig, Wien, 3 Heft 60 Pf.) Es ist ein besonderer Vorzug dieses unseres beliebtesten Familienjournals, daß es seinen Abonnenten stets neue Seiten des modernen, in seinen Neuerungen so mannigfaltigen Lebens erschließt. So wird in demselben prächtig ausgestatteten Heft in Wort und Bild geschildert, wie in der Wiener Münze der Golditrom entspringt, der sich nährend und Leben spendend durch die österreichischen Lande ergießt. Da sieht man, wie die Goldstücke geprägt, geprüft, gewogen und gezählt werden, gleichgültig und geschäftsmäßig, als handelte es sich nicht um die Mittel zu jeglichem Lebensgenuss. Damit ist die Zahl der in vollendetem Farbendruck ausgeführten Textbilder nicht abgeschlossen. Aus dem Jagen- und Kadettenleben“ weiß z. B. Hans Nagel von Brave interessant zu plaudern. Die literarische Bedeutung der „Guten Stunde“ dokumentirt sich darin, daß die Redaktion beitreibt ist, sich die neuesten Werke unserer besten Erzähler zu sichern. Im ersten Heft begegnen wir mit besonderer Genugthuung der jüngsten Schöpfung Ernst von Wolzogen's, dem literarischen Roman „Eos ego — Erst komme ich.“ Soweit sich nach dem bisher veröffentlichten Bruchstücke urtheilen läßt, handelt es sich hier um eine glänzende Schilderung modernen Lebens und Treibens, um einen Ausschnitt der unter großen künstlerischen Gesichtspunkten erfassen Wirklichkeiten. Ein mehr romantischer Zug scheint durch die Erzählung von Robert Kohrausch „Der Fremde“ zu gehen. Unter den vier prächtigen Kunstbeilagen, die dem Heft besondere Glanz verleihen, möchten wir besonders auf Louise Max Ehrler's rührendes Stimmungsbild „Vorbei“ aufmerksam machen. Es handelt sich da um das Finale eines Menschenschicksals. Ein junges Mädchen verbrennt das Portrait ihres Treuloosen, dem sie ihr Herz geschenkt. Sämmtliche Kunstbeilagen sind in vollkommener Aquatell-Druck, in der Technik ausgeführt, die dem Verlagshause Bong & Co. seinen Weltruf begründet hat. Daß sich die Firma aus diesem beispiellosen Erfolge nur die Pflicht hergeleitet hat, dem Publikum für den gleichen niedrigen Preis in jedem Jahre Bollerenderes zu bieten, veranlaßt uns, das Abonnement gerade dieses Journals auf das Angelegentlichste zu empfehlen.

— **„Ebhardt's Masken- und Kostümbilder“** umschließen eine stattliche Anzahl von hübschen Anzügen, wohlgeignet für fröhliche Karnevalszeiten, wie für Kostüm- und Gelegenheitsfeste. Für Herren wie Damen und Kinder sind weitere und erste Masken zur Auswahl vorhanden, welche, aus dem Bereiche der Geschichte, der Trachten und der Phantasie entnommen, alle gleich geschmackvoll erdacht und gut ausgeführt sind. Zur Auswahl der durchaus nicht theuren Tafeln (50 J bis 2 M., je nach Anzahl der Figuren) sendet die Verlagsbuchhandlung Franz Ebhardt u. Co., Berlin W. 62, auf Wunsch gratis ein alphabetisches Verzeichniß, das sämmtliche Maskenbilder der reichen Sammlung aufzählt. Als ganz neue Vorlagen sind jetzt erschienen: Glärchen, Dornröschen, Empire, Watteau, Wasserport und Eislauf, alles reizende, graziose Gestalten in hübscher, farbiger Ausstattung. Jedes Bild hat als Beigabe das Kostüm eines als Begleiter passenden Herrn. Alle die, welche nicht Lust haben, die geliebten, oft benutzten und wenig sauberen Kostüme der Masken-Verleiher-Institute zu tragen, und die sich lieber mit einfachen Mitteln nach hübschen Vorlagen selbst Kostüme fertigen lassen, mögen sich den Katalog zu Ebhardt's Masken- und Kostümbildern kommen lassen. Sie werden gewiß reiche Auswahl und wenig komplizierter, stylgerechter und hübscher Kostümvorlagen finden.

— Wie ein erfreuendes, allumfassendes Saisonbild aus der Welt unserer lieben Kleinen muthet die eben zur Ausgabe gelangte Januar-Nummer der im Verlage von John Henry Schwerin, Berlin W., erscheinenden illustrierten Monatschrift „Kinder garderobe“ uns an. Hand und Auge der Mutter und Kinderfreundin finden in diesem wirklichem Schatzkästlein wiederum alles vereinigt, was die Jahreszeit zur Bekleidung (mit besonderer Berücksichtigung der Selbstanfertigung der Kinder garderobe, bei sparsamstem Wirtschaften) sowie zur unterhaltenen und belehrenden Beschäftigung unserer Kleinen erfordert. Kleider und Kleidchen, Knabenanzüge, Hüte, Muffen, Handschuhe, bis hinunter zu den Babynachen, erscheinen hier in reizender Figürlichkeit und in erfreuenden Genrebildern. Der Schnittmusterbogen umfaßt ca. 150 genau passende Schmitte, darunter sogar Kinder-Maschinenstoffe. Unter den kindlichen Beschäftigungen seien nur erwähnt: A. S. Derahmen aus alten Knöpfen, Näb- oder Schmuclästchen aus einer Cigarr. nstifte, Schlüsselhalter aus Packerhalter u. s. w. Die Extra-Beilage „Für die Jugend“ zeigt uns, was Kinderhande alles aus Schnee anfertigen können. Und dieses Viele in Kunstblattdruck auf an em Papier kostet nur 0,60 M. vierteljährlich, gewiß die beste Ermunterung zur Bestellung einer überall erhältlichen Gratis-Probennummer der „Kinder garderobe“.

